Rede anlässlich der Ausstellung ALLES von Anne Schwalbe im MUSEUM SCHIEFES HAUS in Wernigerode, 17.10 – 31.01.2014

Sehr verehrte Damen und Herren,

Liebe Anne Schwalbe, Lieber Florian Fischer, Lieber Rainer Schulze,

Die Portraitmalerei, später die Fotografie und der Film lassen sich als Künste der Blickbeziehungen beschreiben. Wir betrachten Gesichter auf Fotografien, schauen den Stars in Großaufnahmen ins Gesicht, erforschen den Blick einer gemalten Figur. Komplex wurde es in der Malerei im 19. Jahrhundert mit dem späten Édouard Manet. Folgen wir den aus dem Ölbild hinausführenden Blicken seiner Figuren, gelangen wir zu Punkten außerhalb des Bildrahmens. Diese Blicke verweisen auf das hors-champ, das Off, verweisen in die Welten außerhalb der Bildbegrenzungen, die wie magnetisch über diesen Blickpfeil in das Geschehen einbezogen und gleichzeitig unauffindbar bleiben.

In Stillleben betrachten wir Objekte, doch auch diese Objekte schauen zurück. Nicht so wie in der heutigen Welt, in der wir es gewohnt sind von Dingen angeschaut zu werden, weil sie in unseren Besitz übergehen wollen.[i] Im Gegenteil, Stillleben reflektieren ausschließlich ihr So-sein. Es sind dies stumme Blicke, die etwas Unsprechliches repräsentieren. Die fotografierten Sujets der Natur von Anne Schwalbe wirken auf den ersten flüchtigen Blick stumm, weil sie nicht appellieren: Stein, Splitter, Sand, Schlucht, Wiese römisch 1 bis 42. Wir vermeinen aber dennoch in ihrem So-sein etwas lesen zu müssen, weil wir Betrachter alles Betrachtete immer auf uns beziehen, um nicht in den schwarzen Trichter der Sinnlosigkeit zu stürzen. In diesen Fotografien sehen wir eine Welt – ohne uns – *The World Without Us*, so der Buchtitel von Alan Weisman aus dem Jahre 2007. Natur existiert ohne unseren Blick, sie existiert auch ohne unseren Willen und ohne unser Dasein. Natur fragt nicht. Sie ist da, so oder so, ob sie blüht, triumphiert oder verwahrlost, ob sie umsorgt oder zerstört wird.

Jean-Paul Sartre zufolge ist ein Sein „zerbrechlich, wenn es in seinem Sein eine bestimmte Möglichkeit von Nicht-sein birgt“[ii]. Diese Gefahr lauert in den Naturportraits von Anne Schwalbe, sie bergen in ihrer Ambivalenz neben dem Sein das Nicht-Sein: Denn die fotografierten Sujets existieren ohne unser Sein, ob wir sie betrachten oder nicht. Wir werden in diesen Naturbildern direkt mit Zeitformen konfrontiert, die unseren persönlichen, begrenzten Zeithorizont reflektieren. Die Natur aber ist in diesen quadratischen Bildern mit sich eins. Weder spannt sie sich vertikal in die Höhe noch in eine horizontale Breite – im Quadrat herrscht Ausgeglichenheit.

So erscheint uns die Fotografie von Anne Schwalbe als Umkehrung des, obschon vielfach widersprochen, irgendwie immer noch aktuellen Schopenhauerschen Denkmodells, das er zeitgleich zur Entdeckung der Fotografie formuliert, eine Technik von der er besonders fasziniert war[iii]. Er behauptete – deutlich vereinfacht –, eine Welt existiere erst durch unsere Vorstellung und durch unseren Willen. Nein, denn die Natur zumindest, wenn wir "Unsere Welt" von Natur trennen möchten, existiert vollständig abgelöst von unserer Existenz, von unseren Wünschen und Vorstellungen. Nur indem

wir uns die Natur aneignen, sie also mit Begriffen belegen, implementieren wir Vorstellung und Wille. Da in der Natur keine Erkenntnis herrscht, existiert hier auch kein Wille, sondern ausschließlich Regeln oder Programme die den Ablauf bestimmen. Chemische und biochemische Prozesse mit Materialien wie Kohlenstoff, Silicium, Wasserstoff unter Zuhilfenahme von Temperatur oder komplexer und später in der Evolution – Baupläne der DNA, die Jahrmillionen zurückreichen und sich bewährt haben. Es braucht Zeit, viel Zeit und schrittweise Anpassungsleistung an geänderte Bedingungen, um sich in einer veränderten Umgebung neu zu formatieren. Wonach die Natur nicht verlangt ist unsere Beobachtung. Und doch herrscht unter uns Betrachtern und Blickbesitzern weithin Hochmut und Eitelkeit, als bezöge sich die Welt ausschließlich auf uns, weil wir sie anschauen und interpretieren.

Bei Anne Schwalbe blickt die Natur voll innerer Gefasstheit und Ruhe, sie wirkt in sich gekehrt, aber nicht ohne Stolz. Wie eine Welle von Gustave Courbet: Einzigartig und doch wiederholbar. Wären die Fotografien von Anne Schwalbe portraitierte Seelen, ihre Gemütszustände ließen sich so charakterisieren: bescheiden, ausgeglichen, duldsam, gleichmütig, schweigsam.

Wie anders sehen diese Fotografien neben dem kühlen wissenschaftlichen Blick Karl Blossfelds hier im Museum Schiefes Haus aus. Blossfeld war kein Botaniker, kein Naturwissenschaftler. Seine fotografischen Vergrößerungen erobern die sachliche Schönheit konstruierter Blattgerüste und artifizieller Pflanzenornamente. Blossfeld dringt in den konstruktiven Bauplan der Pflanzen ein, um ihre technische Raffinesse offen zu legen, inmitten unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters. Dem Betrachter bieten sie den architektonischen Vergleich als Spiegel menschlicher Ideen.

Anne Schwalbe eignet sich mit fotografischen Methoden Momente an, die nicht sprechen und gerade deshalb mit hoher Aufmerksamkeit angeschaut werden. Das Unsprechliche So-sein schaut uns an und drängt den Betrachter zur Ruhe. Die Fotografien wirken ohne jeden wissenschaftlichen Gestus, obschon die Natur darin gelesen werden kann. Botaniker, Geologen, Meteorologen finden ihre Lektüren in Pflanzensorten, geographischen Verweisen, Herkunft und Alter der Steine. So oder so betrachtet sind diese Fotografien voll und leer im selben Moment. Sie sind voll, weil sie die menschliche Existenz als ein Wesen aus Zellen, als Prozess der Evolution, als Gleicher unter Gleichen berühren. Sie sind leer, weil uns von der Natur nur die Möglichkeit zur Erkenntnis unterscheidet, mithin die Möglichkeit Ideen zu denken und nach diesen Ideen unser Handeln auszurichten. Und selbstverständlich repräsentieren diese fotografischen Kunstwerke Wille und Vorstellung. Also doch.

Versuchen wir uns am Ende meiner kurzen Vorrede mit Wörtern des französischen Schriftstellers Francis Ponge dem fotografischen Werk von Anne Schwalbe zu nähern. Ponge, der „Dichter der Dinge“, der von 1899 bis 1988 lebte, sieht in seinen Naturbeschreibungen eine Verpflichtung gegenüber der Natur, er versucht mit Worten die Aufmerksamkeit auf die scheinbar einfachsten Dinge neu auszurichten. Dabei ordnet er die Objekte so, als seien sie Figuren mit Intentionen, als inszeniere die Natur ein Stück über sich selbst. Er beschreibt Schnecken, ein Stück Seife, die Aprikose, die Brombeere, den Kieselstein. Francis Ponge kümmert sich nicht um Eigenschaften, sondern um das Sein. Er betrachtet aus der Perspektive, die allen philosophischen Radikalismen, so schreibt Sartre, teuer ist: "Tun wir so, als wüsten wir nichts."

Das Moos, von Francis Ponge

Die Spähtrupps der Pflanzenwelt hielten einst auf der Verblüffung der Felsen. Tausend Stäbchen Seidenvelours ließen sich im Schneidersitz nieder.

Von da an, seit der offenkundigen Kräuselung des Mooses direkt auf dem Felsen mit seinen Likören, gebärdet sich alles auf der Welt närrisch, stampft mit den Füßen, erstickt vor unentwirrbarer, unter der Oberfläche wurzelnder Verstrickung.

Mehr noch, die Haare sind gewachsen; mit der Zeit ist alles noch düstrer geworden.

O Besorgnisse mit immer dichterem Fell! Die dicken Teppiche, im Gebet, wenn man sich auf sie setzt, richten sich heutzutage auf mit wirren Bestrebungen. So erstickt man nicht nur, sondern ertränkt sich selbst.

Dem alten, strengen, gediegenen Felsen ganz einfach den Skalp abzuziehen, diese Kolonien aus Schwammgewebe, diese feuchten Strohmatten: nun, bis zur Sättigung, wird es möglich."

Jean-Paul Sartre schreibt 1944 in seinem Essay "Der Mensch und die Dinge" zum Werk von Francis Ponge: „Im gleichen Maße wie die Wörter uns einen neuen Aspekt des benannten Gegenstandes zeigen, scheinen sie uns zu entgleiten, nicht mehr ganz die fügsamen und gängigen Werkzeuge des Alltags zu sein und uns neue Aspekte ihrer selbst zu enthüllen.“ [iv]

Sehr verehrte Damen und Herren, sie sehen, auch mit Worten kann man sich den Dingen kaum nähern, auch sie entgleiten, weil sie sich im alltäglichen Gebrauch derart verformen, dass sie als poetisches Material nur noch schwer aufzufinden sind. Verhält sich dies mit Fotografien anders?

Sartre lobt den Versuch von Ponge mittels einer poetischen Form einer Art Liebesbezeigung an das Wesen der Dinge zu rühren, er spricht von "einem poetischen Verfahren der Liebe, die vollständige Billigung ist, gänzliche Anerkennung." –

Ein poetisches Verfahren der Liebe, die vollständige Billigung ist, gänzliche Anerkennung. – So wirken die Fotografien von Anne Schwalbe.

© Prof. M. Kreyßig

---

[i] Genazino, Wilhelm: Die Belebung der toten Winkel – Frankfurter Poetikvorlesungen. Hanser, München 2006
[ii] Sartre, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts. Rowohlt, Reinbek 1994
[iii] http://www.ub.uni-frankfurt.de/archive/daguerreotypien.html
[iv] Ponge, Francis: Einführung in den Kieselstein und andere Texte. Mit einem Aufsatz von Jean-Paul Sartre. S.Fischer, Frankfurt/M 1986